

Im Folgenden wird die partizipative Forschung als eine lebensweltnahe und emanzipatorische Forschungsstrategie diskutiert, die einen innovativen Zugang zu BIPOC mit Behinderungserfahrungen bietet und dabei hilft, aus der methodischen Sackgasse rauszukommen. Dabei werden einige Herausforderungen und Grenzen sowie Umsetzungsmöglichkeiten partizipativer Forschung im Kontext von Behinderung und Migration/Flucht diskutiert.

4.3 Partizipative Forschung

Unter der Annahme, dass ein Forschungszugang zu Menschen mit Behinderungserfahrungen mit den traditionellen Forschungsmethoden unmöglich sei, wurde diese Personengruppe nur selten Gegenstand empirischer Sozialforschung (zusammenfassend siehe dazu: Buchner et al., 2011; Buchner et al., 2016). Insbesondere Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten wurden oft von einer aktiven Partizipation an Forschung weitgehend ausgeschlossen (u.a.: Buchner, 2008; Buchner et al., 2016; Flieger, 2009; Hagen, 2007; Kremsner, 2017; Schuppener et al., 2020; Wesselmann & Schallenberger, 2021). In ähnlicher Weise wird mit Verweis auf fehlende Verständigung aufgrund von hohen sprachlichen und soziokulturellen Barrieren von einem schweren Zugang zu den migrantisierten Communities ausgegangen (u.a.: Aden et al., 2019; Afeworki Abay & Engin, 2019; Korntheuer et al., 2021; Walter et al., 2007; Westphal et al., 2023). Dabei findet die Tatsache kaum Beachtung, dass viele marginalisierte Gruppen wie BIPOC mit Behinderungserfahrungen gerade aufgrund der sich wechselseitig verstärkenden Zugangsbarrieren von einer aktiven Forschungsteilnahme zumeist ausgeschlossen werden (siehe dazu u.a.: Afeworki Abay & von Unger, 2023; von Unger, 2018a; Wöhrer et al., 2021).

In diesem Zusammenhang wird der Ausschluss der beiden Personengruppen aus Forschungsprozessen sowohl innerhalb der Disability Studies (u.a.: Brehme et al., 2020; Hoffmann et al., 2018) als auch der Fluchtmigrationsforschung zunehmend kritisiert (u.a.: Aden et al., 2019; Afeworki Abay et al., 2021; Delic et al., 2022; Otten & Afeworki Abay, 2022; Römhild et al., 2017). Entsprechend wurde im Rahmen der vorliegenden Arbeit die gängige Annahme der sog. ›Hard-to-Reach‹⁵ Gruppen nicht nur kritisch hinterfragt, sondern ausgehend von den vielfältigen Zugangsbarrieren an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht verschiedene Umsetzungsmöglichkeiten eines partizipativen Forschungsprojekts herausgearbeitet, um eine verbesserte Erreichbarkeit und aktive Forschungsteilnahme von BIPOC mit Behinderungserfahrungen gewährleisten zu können. Hierfür bieten partizipative Zugänge an, Forschung nicht »über Menschen und auch nicht für Menschen, sondern Forschung mit Menschen« (Bergold & Thomas, 2010, S. 333) zu betreiben.

Diesbezüglich hebt von Unger (2014a) ebenfalls die Wichtigkeit der aktiven Beteiligung von marginalisierten Communities hervor: Durch den partizipativen Prozess sollen die sozialen Wirklichkeiten gemeinsam erforscht, neu begriffen und beeinflusst wer-

5 Methodologische Reflexionen über die machtvollen Konstruktionen gegenüber der sog. ›Hard-to-Reach‹-Gruppe finden sich im Beitrag von Afeworki Abay und Engin (2019). Partizipative Forschung: Machbarkeit und Grenzen. Eine Reflexion am Beispiel der MiBeH-Studie.

den. Diesen Prozess des Verstehens und Veränderns von sozialen Wirklichkeiten der Betroffenen bezeichnet sie als doppelte Zielsetzung partizipativer Forschung (ebd., S. 46). Soziale Wirklichkeiten wurden dabei nicht als unmittelbare Folge bestehender Strukturen verstanden »sondern sie wird durch den interpretierenden Umgang sozialer AkteurInnen hervorgebracht und kann durch die AkteurInnen verändert werden« (ebd., S. 48). Aufbauend auf dieser Prämisse der doppelten Zielsetzung wurde innerhalb der vorliegenden Arbeit durch eine partnerschaftliche Erforschung von sozialen Wirklichkeiten von BIPOC mit Behinderungserfahrungen ihr vielfältiges und lebensweltliches Wissen sowie ihre Handlungsstrategien und -ressourcen herausgearbeitet. Gerade macht- und herrschaftskritische, intersektionale Perspektiven ermöglichen es, die Erfahrungen der Forschungspartner*innen gemeinsam mit ihnen innerhalb der verwobenen Herrschaftsverhältnisse zu positionieren.

In den vergangenen Jahren durchlaufen herrschaftskritische Konzepte und Methoden wie Intersektionalität, Diversität und Partizipation im deutschsprachigen Raum einen grundlegenden Wandel. In diesem Zusammenhang erfährt auch partizipative Forschung eine wachsende und besondere Beachtung (u.a.: von Unger, 2018a; Wöhrer et al., 2017). Zwei Entwicklungen lassen sich hinsichtlich der deutlich beobachtbaren Zunahme partizipativer Forschungsprojekte an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht wie folgt zusammenfassen: Zum einen fordern immer mehr Betroffene eine aktive und selbstbestimmte Teilhabe an Forschungsprozessen (mehr dazu siehe u.a.: Maschos, 2021; Schröttle & Hornberg, 2014; Schröttle et al., 2011; Waldschmidt, 2003, 2011). Zum anderen finden sich zunehmend Bemühungen in der Wissenschaft, innovative Forschungsansätze zu entwickeln, um diese Personengruppen als aktive und handlungsfähige Subjekte in qualitative Forschungsprozesse stärker einzubeziehen (u.a.: Korntheuer et al., 2021; Otten, 2019; Otten & Afeworki Abay, 2022; Westphal et al., 2023).

Kontinuierliches Engagement und Förderungen der Disability Studies

Ausgehend von den internationalen Behindertenbewegungen etabliert sich die emanzipatorische Forschungsdisziplin der Disability Studies im deutschsprachigen Raum seit den 2000er Jahren als ein internationales, komplexes und innovatives Forschungsfeld. Grundsätzlich geht es in den Disability Studies darum, das Phänomen »Behinderung« als historische, soziale, politische und kulturelle Konstruktion und unter gesellschafts- und maktkritischen sowie sozial- und kulturwissenschaftlichen Perspektiven zu untersuchen. Um hier nur einige wenige Arbeiten von Wissenschaftler*innen der Disability Studies exemplarisch zu nennen (u.a.: Brehme et al., 2020; Dederich, 2007a, 2007b; Hermes & Köbsell, 2004; Jacob et al., 2010; Köbsell, 2012b, 2018; Pfahl & Köbsell, 2014; Pfahl & Schönwiese, 2020; Waldschmidt, 2005, 2010).

Zudem wird innerhalb der Disability Studies angestrebt »die Historizität und Kulturalität, Relativität und Kontingenz von Behinderung zu analysieren« (Waldschmidt & Schneider, 2007, S. 55) und somit Prozesse gesellschaftlicher Unterdrückung und Exklusion von Menschen mit Behinderungserfahrungen auf eine emanzipatorische Weise theoretisch und empirisch zu fassen:

»Wir forschen selbst, heißt das Motto der Disability Studies. Wo sie früher Objekte der Wissenschaft waren, nehmen behinderte Menschen die Sache jetzt in die Hand und untersuchen die Gesellschaft aus ihrer Perspektive« (Maskos, 2021, o.S.).

Dabei werden insbesondere Prozesse der Festschreibung eines kulturellen Ideals der in der Dominanzgesellschaft vorherrschenden Körpernormen und der (Re-)Produktion der wie auch immer wahrgenommenen defizitären Normabweichungen, aufgrund derer diese Personengruppe verwobene soziale Ausschlüsse aus verschiedenen Teilhabesystemen erfährt, einer intensiven Kritik unterzogen (u.a.: Jacob et al., 2010; Köbsell, 2012a, 2012b, 2016; Waldschmidt, 2010). Ebenfalls gewinnen dabei partizipativ-inklusive Forschungsansätze aufgrund der mit der UN-BRK in Verbindung stehenden Frage der aktiven Forschungsteilhabe von Menschen mit Behinderungserfahrungen, nach dem Grundprinzip der internationalen Behindertenbewegungen »*Nothing about us without us!*« (Charlton, 1998) bzw. »*Nichts über uns, ohne uns!*« (u.a.: Hermes & Rohrmann, 2006; Köbsell, 2012b; Wontorra, 2017) zunehmend an Bedeutung. In diesem Zusammenhang erfahren auch partizipative Forschungszugänge in den vergangenen Jahren eine erneut erhöhte wissenschaftliche Aufmerksamkeit, da sie ein besonderes innovatives Potenzial verspricht, Menschen aus marginalisierten Lebenslagen in das jeweilige Forschungsprojekt gleichberechtigt und aktiv einzubeziehen und anhand der daraus resultierenden empirischen Erkenntnisse soziale Veränderungen voranzubringen (u.a.: von Unger, 2014a, 2018a).

Aufgrund der vielfältigen Erfahrungen mit bevormundenden Forschungsprojekten über Menschen mit Behinderungserfahrungen wird allerdings innerhalb der Disability Studies deutlich hinterfragt, ob und in welchem Umfang die Stimmen und Perspektiven von Menschen mit Behinderungserfahrungen tatsächlich im Fokus stehen (u.a.: Buchner, 2008; Buchner et al., 2016; Flieger, 2009; Hagen, 2007; Kremsner, 2017; Schuppener et al., 2020; Wesselmann & Schallenberger, 2021). In diesem Zusammenhang argumentiert Elisabeth Wacker (2015), dass Menschen mit Behinderungserfahrungen die besten Expert*innen sind, wenn es darum geht, über die ihre Erfahrungen mit Behinderungen zu sprechen:

»Um Lebenswirklichkeit differenziert zu erfassen, müssen auch methodisch neue Pfade gefunden und eingeschlagen werden. Im Fokus sollen zukünftig deswegen auch vermehrt Daten stehen, die auf Selbstauskünften der Menschen mit Beeinträchtigungen beruhen« (ebd., S. 1099).

In diesem Sinne wird zunehmend dafür plädiert, durch partizipativ-inklusive Forschungsansätze auch Wissenschaftler*innen mit Behinderungserfahrungen künftig als aktive Forschende umfangreicher zu beteiligen (u.a.: Buchner & König, 2011; Schröttle & Hornberg, 2014; Schröttle et al., 2011; Zapfel & Niehaus, 2017). Grundlegend geht es hier um eine veränderte Forschungspraxis, mit welcher Betroffenenperspektiven in empirische Forschungsergebnisse vermehrt einfließen soll (u.a.: Buchner et al., 2016; Goetze & Kubanski, 2012; Hedderich et al., 2015; Sigot, 2012, 2017, 2019). Wenngleich Menschen mit Behinderungserfahrungen oftmals weiterhin vermeintlich als »schwer erreichbare« bzw. »schwer befragbare« Gruppe markiert werden, lässt sich insgesamt beobachten, dass sie im Forschungskontext nicht mehr als Informationsquelle (Forschungsobjekte),

sondern immer mehr als handlungsfähige und aktive Subjekte wahrgenommen werden (u.a.: Brehme et al., 2020; Maskos, 2022; Waldschmidt, 2011).

In diesem Zusammenhang kommt partizipativer Forschung in den letzten Jahren auch innerhalb der Disability Studies und der Teilhabeforschung eine erhöhte Aufmerksamkeit zu. Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Frage nach Teilhabemöglichkeiten und Diskriminierungsrisiken von marginalisierten Gruppen ist zwar festzustellen, dass partizipative Forschung sich aktuell steigender Popularität erfreut und ein praktikabler Ansatz sein kann. Viele konzeptionelle, methodische und methodologische sowie forschungsethische Fragen partizipativer Forschung an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht bleiben jedoch weiterhin offen (u.a.: Afeworki Abay & Engin, 2019; Korntheuer et al., 2021; Otten, 2018, 2019; Otten & Afeworki Abay, 2022).

Insbesondere im Diskurs über soziale Ungleichheiten an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht wird in den letzten Jahren methodisch zunehmend versucht, bestehende diskursive Marginalisierungspraktiken und die damit einhergehende Essentialisierung von BiPoC mit Behinderungserfahrungen aus subjektiven Deutungen der beteiligten Personen und Communities zu erschließen und mit einzubeziehen (u.a.: Afeworki Abay & Engin, 2019; Köbsell, 2019; Otten, 2018, 2019). Hierfür eröffnen partizipative Forschungsstrategien Möglichkeiten, lebenswelt- und praxisbasierte, empirische Erkenntnisse und Lösungen zu entwickeln, die in nachhaltige Veränderungsprozesse und Sichtbarmachung bzw. Stärkung von entsprechenden Handlungskompetenzen der Communities resultieren (von Unger, 2014a, S. 7). So wächst in den letzten Jahren die Anzahl jener Forschungsprojekte, die auf Partizipation verweisen und sich aktuell mit politischen und lebensweltlichen Fragen von Menschen mit Behinderungserfahrungen befassen, um ihre heterogenen Lebenslagen und -realitäten adäquater beschreiben zu können. Ausgehend von einer machtkritischen Analyse der berstenden Zugänge wird hierbei angestrebt, Forschung mit marginalisierten Gruppen in ihren widersprüchlichen Wirkungen im gesamten Forschungsprozess zu reflektieren, ein gleichberechtigtes Einbeziehen von Menschen in benachteiligten Lebenslagen als aktive Forschungspartner*innen zu ermöglichen (ebd., S. 35).

Dabei wird auch zunehmend »die Frage nach gerechten Lebensverhältnissen, sozialer Teilhabe und demokratischen Einflussmöglichkeiten« (Bergold & Thomas, 2017, S. 10) aus lebensweltlichen Sichtweisen der beteiligten Personen und Communities in den Vordergrund des Forschungsprojekts gestellt. Allerdings bedarf es zugänglicher Forschungsstrukturen und hinreichender Ressourcen, damit eine aktive Partizipation der beteiligten Forschungspartner*innen im Laufe des gesamten Forschungsprozesses realisiert werden kann (u.a.: Farmer & Macleod, 2011, S. 52). Diese betreffen sowohl die Feldvorbereitung, die Erhebungsmethoden als auch die Frage der Kommunikation in der Datenerhebung (z.B. Einsatz von multimodaler Kommunikation).

Tobias Buchner und Oliver König (2011) weisen darauf hin, dass partizipativ orientierte Forschungsprojekte sowohl den Mehrwert von inklusiven Forschungsprojekten steigern als auch den Mehrwert von Forschung im Allgemeinen erhöhen können (ebd., S. 277). Demnach kann eine gelungene Partizipation immer auch empowernde Elemente beinhalten, wenn solche Forschungsprojekte als unmittelbar lebensrelevant wahrgenommen werden (Theunissen, 2013, S. 45). Hierfür müssen Forschungsprojekte ihren

Ausgangspunkt bei den subjektiven Lebensrealitäten, Problemlagen, Wünschen und Bedürfnissen der Betroffenen festlegen (u.a.: Buchner & König, 2011; Mackenzie et al., 2007; Roth & von Unger, 2018; Waldschmidt, 2003, 2011), damit die aus den Forschungsergebnissen resultierenden sozialen Veränderungen und strukturellen Maßnahmen stärker an den konkreten Bedürfnissen der Betroffenen ausgerichtet werden.

Nach Martin Allespach und Josef Held (2015) richtet sich ein partizipativer Ansatz im Kontext empirischer Forschungsprojekte gegen die Vernachlässigung des Subjekts und strebt im Forschungsprozess eine Erweiterung der Handlungsmacht bei allen Beteiligten an (ebd., S. 126). Dieser Aspekt der Handlungsmacht lässt sich auch mit dem Ansatz des Empowerments von Georg Theunissen (2013) vergleichen, der mit einer emanzipatorischen Perspektive qualitativer Forschungsmethoden eng verbunden ist (ebd., S. 45). Somit stellt Partizipation einen untrennbaren Bestandteil von Prozessen von Selbstbestimmung und Empowerment dar (u.a.: Minkler, 2005, S. 7; von Unger, 2014a, S. 44ff.). Als eine Art der Selbstbefähigung bzw. Selbstermächtigung von gesellschaftlich marginalisierten Communities geht es bei dem Ansatz des Empowerment darum, die Aktivierung, Bewusstmachung und Erweiterung ihrer Handlungsmacht durch die Berücksichtigung ihrer subjektiven Perspektiven im Forschungsprozess anzustreben (u.a.: Allespach & Held, 2015, S. 126).

In ähnlicher Weise argumentiert Theunissen (2013), dass mit dem Konzept des Empowerment insbesondere das »Anstiften zu individuellen und kollektiven Empowerment-Prozessen (to facilitate or enable power), zu menschlicher und politischer Emanzipation, so zum Beispiel durch die Bereitstellung von Informationen, Erschließung und Mobilisierung von Ressourcen sowie durch das Arrangement von Situationen« (ebd., S. 28) eng verbunden ist. Das Konzept des Empowerment soll dazu ermöglichen, dass »Menschen die Fähigkeit entwickeln und verbessern, ihre soziale Lebenswelt und ihr Leben selbst zu gestalten und sich nicht gestalten zu lassen« (Stark, 2003, S. 28). Ebenfalls versteht von Unger (2014a) unter Empowerment eine Art der Selbstbefähigung, in der die eigenen Stärken der betroffenen Personen und Communities entdeckt werden sollen (ebd., S. 65). Das Ziel ist, die notwendigen Empowermentprozesse mithilfe partizipativer Forschung in Gang zu setzen. Denn partizipative Forschung strebt an, durch eine aktive Forschungspartizipation »mehr gesellschaftliche Teilhabe zu ermöglichen« (ebd., S. 1) und »die sozialen, politischen und organisationalen Kontexte, in die sie eingebettet ist, kritisch zu hinterfragen und aktiv zu beeinflussen« (ebd., S. 3). Hierfür ist eine partnerschaftliche Zusammenarbeit auf Augenhöhe zwischen Wissenschaft und Community- und Praxispartner*innen im gesamten empirischen Forschungsprozess unabdingbar (Afeworki Abay & Engin, 2019, S. 383; von Unger, 2014a, S. 3).

Wenngleich Empowerment im ursprünglichen Sinne auf dem Prozess der Selbstermächtigung von Menschen in marginalisierten Lebenslagen beruht (u.a.: Goeke, 2010, S. 119; Sigot, 2012, S. 155), lässt sich in den letzten Jahren beobachten, dass dieses gesellschaftskritische Konzept zu einem »Mode-Konzept« (Herriger, 2014, S. 237; Theunissen, 2013, S. 55ff.) der vielfältigen politischen und wissenschaftlichen Diskurse wird. Damit fungiert Empowerment zunehmend als neoliberale Instrumentalisierung der sozialstaatlichen Aktivierungsprogrammatik (Herriger, 2014, S. 84f.). Dementgegen ist durch das Konzept des Empowerments vielmehr danach zu streben, Menschen mit gesellschaftlichen Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen mehr Optionen zu

ermöglichen, damit sie »eigene Kräfte entwickeln und ihre individuellen und kollektiven Ressourcen zu einer selbstbestimmten Lebensführung nutzen lernen« (ebd., S. 20). Entsprechend wird darauf verwiesen, dass im Empowermentprozess soziale Problemlagen sowie subjektive und reale Leidenserfahrungen besonders beachtet werden sollen (ebd., S. 82). Hier ist allerdings zu betonen, dass Empowerment nicht gleichzusetzen ist mit Selbstbestimmung, da »ein Empowerment-Konzept, das sich am Selbstbestimmungsgedanken orientiert, viel zu kurz greift« (Theunissen, 2013, S. 40). Entsprechend müssen selbstbestimmte Räume geschaffen und hinreichende Ressourcen dafür bereitgestellt werden, damit die Betroffenen sich der eigenen Stärken bewusstwerden. Allerdings sind die im jeweiligen, konkreten Kontext anzustrebenden Empowermentprozesse in einem politischen Zusammenhang über die Aspekte der Selbstermächtigung hinaus zu initiieren, um damit auch zur Reflexion internalisierter Diskriminierungen beitragen (u.a.: Boger, 2020; Hoffmann et al., 2018).

Als Zwischenresümee lässt sich festhalten, dass partizipative Forschungsansätze viele Potenziale und empowernden Möglichkeiten durch das Verstehen und Verändern sozialer Wirklichkeiten von Menschen in benachteiligten Lebenslagen bieten. Mit der wachsenden Bedeutung partizipativer Forschungsansätze, werden u.a. Empowermentprozesse auf einer persönlichen und institutionellen Ebene stärker gefördert (Bergold & Thomas, 2017, S. 10). Dieser Perspektive schließt sich die vorliegende Arbeit an. Im gesamten Forschungsprozess wurde der Versuch unternommen, den Forschungspartner*innen möglichst viele Artikulationsräume zu schaffen, damit sie sich als handlungsmächtige Subjekte erfahren und sich ihrer eigenen Stärken und Ressourcen bewusst werden (u.a.: Goeke, 2010; Hoffmann et al., 2018).

Außerdem ist festzustellen, dass viele der vorliegenden wissenschaftlichen Erkenntnisse über die Teilhabemöglichkeiten und Diskriminierungsrisiken von BIPoC mit Behinderungserfahrungen auf objektiven Perspektiven basieren. Vor diesem Hintergrund sollen durch die Rekonstruktion der subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen der beteiligten Forschungspartner*innen, empirische Erkenntnisse über die komplexen und miteinander verwobenen Bedingungen der Teilhabe und Diskriminierung auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt in ihrem lebensweltlichen Kontext gewonnen werden. Bezugnehmend auf die Ergebnisse anderer empirischen Studien (Afeworki Abay & Engin, 2019; Puchert et al., 2013; Schrötte et al., 2013) wird davon ausgegangen, dass Forschung mit Menschen mit Behinderungserfahrungen mit einem hohen methodischen Anspruch einhergeht.

Damit eine gleichberechtigte Partizipation der Forschungspartner*innen von der Entwicklung von Forschungsfragen und Instrumenten zur Datenerhebung über die Auswertung der gewonnenen empirischen Daten bis hin zur Darstellung der Forschungsergebnisse realisiert werden kann, müssen bestehende »methodische Barrieren« (Afeworki Abay & Engin, 2019, S. 392) während des gesamten Forschungsprozesses überwunden sowie hierfür alternative und innovative Zugangswege geschaffen werden. Die Gestaltung von barrierearmen Methoden wird somit zu einer zentralen Voraussetzung für den gesamten Forschungsprozess. Deren Gewährleistung ist jedoch mit forschungswirtschaftlichen (z.B. im Hinblick auf Zeitaufwand, Mehrkosten usw.), methodologischen und nicht zuletzt mit forschungsethischen Fragen eng verbunden (Korntheuer et al., 2021; Otten & Afeworki Abay, 2022). Hierfür bedarf es veränderter

Strukturen und der Bereitstellung hinreichender Ressourcen (von Unger, 2014a, S. 19ff.). In dieser Hinsicht weisen Buchner und König (2011) ausdrücklich darauf hin, dass unterstützende menschliche Kommunikation neben innovativer und zugänglicher Forschungsmethode zwingend notwendig ist (ebd., S. 277).

Im Folgenden wird zunächst die Konzeption der qualitativen Datenerhebung der vorliegenden Arbeit mit ihren zentralen Anforderungen beschrieben und die notwendigen forschungspraktischen Rahmenbedingungen für die Erhebungs- und Auswertungsprozesse diskutiert.

4.3.1 Feldzugang und Erhebungskontext

Partizipative Forschungsansätze bieten verschiedene Möglichkeiten, die den individuellen und lebensweltlichen Voraussetzungen von Menschen mit unterschiedlichen Formen von Diskriminierungserfahrungen im jeweiligen empirischen Forschungsprojekt hinreichend zu berücksichtigen (u.a.: Abma et al., 2018; Afeworki Abay & Engin, 2019; Otten & Afeworki Abay, 2022). In diesem Zusammenhang wurden durch unterschiedliche Feldzugänge wie z.B. Migrantenselbstorganisationen, Beratungsstellen, Förderschulen, WfbM und Anbieter berufsvorbereitender Maßnahmen, insgesamt 27 qualitativ-explorative Interviews mit BIPOC mit Behinderungserfahrungen im Untersuchungszeitraum von Mai 2020 bis April 2022 durchgeführt.

Für den Feldzugang wurden verschiedene Stakeholder (Akteur*innen aus der Praxis, aber auch aus den jeweiligen Communities der Betroffenen) als Gatekeeper miteinbezogen, um eine möglichst breite Heterogenität der Forschungspartner*innen gewährleisten zu können. Die ausschließliche Rekrutierung potenzieller Forschungspartner*innen über die Institutionen wurde im gesamten Verlauf der Datenerhebungsphase kritisch reflektiert, da die als Gatekeeper agierenden Personen (z.B. Mitarbeiter*innen der Einrichtungen) der sog. Behindertenhilfe und Migrationsarbeit höchst wahrscheinlich eigenmächtig eine Vorauswahl darüber treffen, wer »befragbar« (Buchner, 2008, S. 517f.) ist und wer nicht. Dies führt häufig dazu, dass insbesondere Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten noch seltener Gegenstand der empirischen Sozialforschung sind als Menschen mit anderen Behinderungserfahrungen (u.a.: Hagen, 2002, 2007; Nind, 2014). Vor dem Hintergrund der genannten Problematik sind die Beziehungen zu den Stakeholdern und der daraus resultierende Einfluss auf die Forschungsergebnisse transparent zu gestalten (u.a.: Anang et al., 2021; Nind, 2009).

Nach einer ersten Kontaktaufnahme wurden persönliche Treffen mit den Stakeholdern vereinbart. Zur Gewinnung empirischer Daten wurden verschiedene Zugänge angestrebt. Neben den qualitativen Interviews, die an explorativ-narrativen Erzählweisen orientiert sind, erfolgten auch Erhebungen in Form von teilnehmenden Beobachtungen und Gruppendiskussionen, welche zu einem späteren Zeitpunkt als gemeinsame Datenerhebungs- und Auswertungsverfahren stattfanden. Ausgehend von den bestehenden empirischen Erkenntnissen zur Befragung von BIPOC mit Behinderungserfahrungen wurde im Rahmen des partizipativen Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit zunächst sorgfältig nach angemessenen methodischen Forschungszugängen gesucht: Der Forschungsprozess bedient sich des explorativ-narrativen Interviews als qualitativen Erhebungszugang zum Gegenstand der Forschung, um damit möglichst allen For-

schungspartner*innen eine Kommunikationsform zu ermöglichen und eine realitätsnahe, soziale Interaktion zu gewähren.

Durch diese Interviewform soll möglichst viel Offenheit gegenüber den Belangen und Perspektiven der Forschungspartner*innen bei der Durchführung des Interviews geschaffen werden. Auf Basis der Erfahrungen aus anderen Forschungsprojekten (z.B. Repräsentativbefragung zur Teilhabe von Menschen mit Behinderungserfahrungen) sind die unterschiedlichen Anforderungen, die aufgrund der Heterogenität der Forschungspartner*innen zu erwarten sind, zu berücksichtigen (Farmer & Macleod, 2011, S. 53). Beispielsweise wurde im gesamten Verlauf des Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit je nach Bedarf der Forschungspartner*innen eine kürzere und damit zumutbare Dauer des Interviews gewährleistet, um Belastungen und Überforderungen möglichst gering zu halten (siehe auch dazu: Hagen, 2002, S. 293ff.). Während des Interviews wurde zudem immer wieder nachgefragt, ob Pausen oder ein langsames Tempo erwünscht sind (u.a.: Buchner, 2008, S. 522; Farmer & Macleod, 2011, S. 43).

Zudem wurde mit den Forschungspartner*innen im Vorfeld der Datenerhebung besprochen, ob die Anwesenheit von einer selbst gewählten Begleitperson bei der Durchführung des Interviews erwünscht ist. Einige der beteiligten Personen waren dolmetschende Personen oder familiäre Bezugspersonen der Forschungspartner*innen, die lediglich auf den ausdrücklichen Wunsch der Forschungspartner*innen in das Interview einbezogen wurden. Zur Ermöglichung einer vertrauten Interviewatmosphäre erwies sich diese Form des Umgangs mit Kommunikationsbarrieren als hilfreich (u.a.: Buchner, 2008, S. 521; Hagen, 2007, S. 27; Helfferich, 2011, S. 177), weshalb auf den Einbezug einer dolmetschenden Person weitestgehend verzichtet wurde. Eine dolmetschende Person wurde dann erst in Betracht gezogen, wenn im Vorgespräch absehbar war, dass die Interviews mit den vorhandenen sprachlich-kommunikativen Ressourcen der Forschungspartner*innen (z.B. deutsche oder englische Lautsprache) nicht durchführbar sein könnten.

Die Durchführung von Interviews mit Stellvertreter*innen wurde gänzlich ausgeschlossen (u.a.: Hagen, 2007; Rechberg, 2010), da dieses Vorgehen das Antwortverhalten der Forschungspartner*innen potenziell beeinflussen kann. In diesem Zusammenhang zeigen sich bestehende Abhängigkeitsverhältnisse als entscheidend, die das Auftreten sozial erwünschter Antwortverhalten begünstigen oder dazu führen, dass die eigenen Antwortkompetenzen auf die zusätzlich Anwesenden übertragen werden. Insbesondere in Bezug auf Interviewinteraktionen mit Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten ist das Ja-Antwortverhalten (acquiescence) zu berücksichtigen (u.a.: Buchner, 2008, S. 524; Hagen, 2007, S. 24), da sie teilweise aufgrund ihrer erlebten Erfahrungen der Exklusion

und Fremdbestimmung ihr Antwortverhalten der sozialen Erwünschtheit⁶ (*Social Desirability*) anzupassen versuchen (Goeke, 2010, S. 251ff.).

In Bezug auf den potenziellen Einfluss von sozialer Erwünschtheit ist zudem zu beachten, dass Menschen aufgrund von fehlenden Forschungserfahrungen, wenigen bis keinen Wahlalternativen oder der Sorge vor Sanktionen das erwünschte Antwortverhalten zeigen können: »Durch die Abhängigkeit von Einrichtungen und dem Wohlwollen des darin tätigen Personals (...) verinnerlich(t)en viele Menschen mit sog. Geistiger Behinderung eine generelle soziale Anpasstheit, die sich eben auch im Phänomen der Acquiescence widerspiegelt« (Buchner, 2008, S. 524). Es können jedoch auch Unwissenheit und fehlende Erfahrungen mit Forschung der Grund für das Phänomen der sozialen Erwünschtheit sein oder der Wunsch, soziale Anerkennung für die gegebenen Antworten zu erhalten (Hagen, 2007, S. 24). Bei Menschen mit Behinderungserfahrungen ist dieses Phänomen öfter vorzufinden, da diese »aufgrund der isolierten Lebensbedingungen eingeschränkte Erfahrungen und begrenztes Wissen über alle denkbaren Wahlmöglichkeiten haben« (ebd.). Durch wiederholte Hinweise darauf, dass die Anonymität der erhobenen Daten gewährt bleibt, konnte diesem Phänomen innerhalb des Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit entgegengewirkt und die Interviews mit möglichst wenig Schaden für die beteiligten Personen und Communities durchgeführt. Hierfür war es notwendig, dass die Interviews »in einer verständlichen, nachvollziehbaren Sprache geführt werden, was nicht gleichzusetzen ist mit einer übersimplen Sprachverwendung« (Buchner, 2008, S. 522).

Das Phänomen der sozialen Erwünschtheit kann jedoch nicht nur auf Menschen mit Behinderungserfahrungen reduziert werden, da ein ähnlicher Zusammenhang sich auch in anderen Forschungsfeldern wie z.B. in der Flucht migrationsforschung aufzeigen lässt (Pittaway et al., 2010). Geflüchtete Menschen können aufgrund ihres unsicheren Aufenthaltsstatus und u.a. dem damit zusammenhängenden hohen Alltagstress wie auch der potentiellen Gefährdung des Aufenthaltes durch Forschung beeinflusst werden (siehe dazu insbesondere: von Unger, 2018b). Entsprechend wurde den Forschungspartner*innen mehrmals deutlich gemacht, dass ihre subjektiven Wahrnehmungen und Perspektiven im Mittelpunkt des Forschungsprojekts stehen und Ergebnisse der Interviewdaten nur strikt anonymisiert veröffentlicht werden, um das durch die Abhängigkeitsverhältnisse beeinflusste Antwortverhalten der Forschungspartner*innen abzubildern zu können (Buchner, 2008, S. 516ff.).

Es war ebenfalls von einer starken Abhängigkeit und Hoffnung einer verbesserten Lebenslage durch die Teilhabe an Forschungsprojekten auszugehen, wenn sich insbesondere die geflüchteten Forschungspartner*innen mit Behinderungserfahrungen durch die Teilhabe an dem Projekt Hoffnungen auf einen besseren Aufenthaltsstatus

6 Unter dem Phänomen der sozialen Erwünschtheit wird die Neigung von Forschungspartner*innen, ihre Aussagen im Interview dem Antwortverhalten anzupassen, das innerhalb des normativen Systems als sozial anerkannt und erwünscht gilt (Möhring & Schlütz, 2010, S. 62). Ein wesentlicher Faktor für das Auftreten von sozial erwünschtem Antwortverhalten ist das Bedürfnis nach Vermeidung sozialer Ablehnung bzw. das Streben nach sozialer Anerkennung (ebd.). Entsprechend ist die besondere Berücksichtigung des Einflusses von sozialer Erwünschtheit und der daraus potenziell resultierenden Verzerrungen im Antwortverhalten im gesamten Forschungsprozess notwendig.

oder die Verbesserung ihrer Lebenslagen machen: »people are so desperate for any form of assistance they would agree to anything« (Pittaway et al., 2010, S. 234). In diesem Zusammenhang war es wichtig, den Forschungspartner*innen transparent mitzuteilen und entsprechend klarzustellen, dass ihnen aus der Partizipation an dem jeweiligen Forschungsprojekt kein direkter Vorteil entsteht.

Ebenso wichtig war es, in der Konzeption des Forschungsvorhabens sicherzustellen, dass den Forschungspartner*innen zu keinem Zeitpunkt des Forschungsprozesses ein Nachteil aus ihrer Partizipation entstehen wird (Buchner, 2008, S. 516ff.; Mackenzie et al., 2007, S. 301ff.). Aus einer forschungsethischen Perspektive war es daher besonders im gesamten Forschungsprozess zu beachten, dass eine Interviewführung im institutionellen Setting immer auch mit Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen sowie damit verbundenen Risiken einhergeht (Hagen, 2007, S. 24f.; Thielen, 2009, o.S.; Wilke, 2016, S. 115). Entsprechend konnte eine Interviewführung im institutionellen Setting vermieden werden, wenn anzunehmen war, dass das Antwortverhalten der potenziellen Forschungspartner*innen aufgrund der bestehenden Abhängigkeitsverhältnisse stark beeinflusst werden könnte. Allerdings kann auch eine Gefahr darin bestehen, dass »die Befragungspersonen für die Teilnahme an qualitativen Interviews nach ihren kommunikativen Fähigkeiten mit der Folge ausgesucht werden (müssen), dass die Befragung aufgrund der selektiven Stichprobengewinnung auf eine vergleichsweise schmale Basis gestellt werden würde« (Schäfers, 2009, S. 223).

Vor diesem Hintergrund liegen auch nach wie vor insgesamt nur wenige qualitative empirische Studien insbesondere mit Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten vor (u.a.: Buchner, 2008; Kremsner, 2017; Nieß, 2016; Schäfers, 2009; Wilke, 2016). Entsprechend sollte nicht primär ihre Befragbarkeit im Fokus stehen, sondern welche Methoden dafür geeignet sind, diese Personengruppe in Forschungsprozesse entsprechend aktiv einzubeziehen (Niediek, 2014, S. 100). Ebenfalls wird dabei betont, dass eine vertrauenswürdige Forschungsbeziehung eine zentrale Rolle in der Forschung mit Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten spielt (u.a.: Breuer et al., 2018; Buchner, 2008; Hagen, 2007; Thielen, 2009). Hierfür ist besonders wichtig, dass die Forschenden nicht als Institutionsvertreter*innen angesehen werden und die Informationen vertraulich und anonym weiter verwendet werden (u.a.: Afeworki Abay & Engin, 2019; Keeley, 2015; Wilke, 2016). Zudem wurde im gesamten Forschungsprozess angestrebt, dass durch die Forschung keine zusätzlichen Herausforderungen für die beteiligten Personen entstehen, sondern vielmehr gemeinsame Ideen und Impulse für lösungsorientierte und nachhaltige Veränderungen der Lebensrealitäten mit und im Interesse der Forschungspartner*innen entwickelt.

Vor dem Hintergrund der oben ausgeführten Anforderungen partizipativer Forschung mit BIPoC mit Behinderungserfahrungen war die besondere Gestaltung der Interviewsituation im Sinne eines transparenten und kritisch-reflexiven Umgangs mit methodisch-methodologischen sowie forschungsethischen Herausforderungen von großer Relevanz (u.a.: Buchner & König, 2011; Keeley, 2015; Schäfers, 2009; Wilke, 2016). Zudem erwies es sich als besonders hilfreich, vor der Datenerhebung mit den Forschungspartner*innen abzuklären, welche Strategien bei plötzlich auftretender Befangenheit angewandt werden sollen. Ferner sollten Intervieweffekte, die vor allem durch unterschiedliche Erfahrungshintergründe der Forschungspartner*innen entstehen können, besonderes reflektiert werden, um schwierige Interaktionssituationen in

der Interviewführung zu verringern (Goeke, 2010, S. 249ff.). Wichtig waren aber auch gewisse Kompetenzen wie z.B. »Sensibilität, Spontanität und Einfühlungsvermögen in Bezug auf die Gesprächsführung« (Buchner, 2008, S. 521), um bei unerwarteten Irritationen oder Missverständnissen im Laufe des Gesprächs möglichst spontan, flexibel und offen agieren zu können und dabei die vielfältigen und subjektiven Perspektiven der Forschungspartner*innen im Fokus zu behalten. Die bisherigen Erläuterungen machen deutlich, dass partizipative Forschung ein hohes Maß an forschungsethischen und methodologischen Reflexionen aber auch zeitlichen Ressourcen verlangt.

Bei der konkreten Datenerhebung der vorliegenden Arbeit wurden die Forschungspartner*innen darauf hingewiesen, dass alles, was sie in Bezug auf ihre Teilhabemöglichkeiten und Diskriminierungserfahrungen beim Zugang zu Erwerbsarbeit für relevant halten, für den Forschungsprozess bedeutsam sein kann und es bei ihren Erzählungen im Interview kein »Richtig« oder »Falsch« gibt (u.a.: Hagen, 2007; Wilke, 2016). Darüber hinaus war eine transparente Darstellung der Zielsetzung sowie Offenheit bei der Durchführung von zentraler Bedeutung. Des Weiteren wurde für die Datenerhebung ein passender Ort gewählt, an welchem sich die Forschungspartner*innen wohlfühlen und ungestört sind. Ebenfalls ist zu betonen, da die »Atmosphäre während des Interviews von Vertrauen und Entspanntheit geprägt sein [sollte]« (Buchner, 2008, S. 521). Des Weiteren erwies sich zur Herstellung des Forschungszugangs als besonders hilfreich, die potenziellen Forschungspartner*innen im Vorfeld der Datenerhebung persönlich kennenzulernen, um eine Vertrauensbasis aufzubauen und über Sinn und Zweck des Projekts aufzuklären. Eine vertrauensvolle Atmosphäre konnte zudem durch die Aufklärung über die Anonymität und Freiwilligkeit der Teilhabe sowie über den Sinn und Zweck der Forschung geschaffen werden (Farmer & Macleod, 2011, S. 19; Hagen, 2002, S. 293ff.).

Außerdem wurden die Forschungspartner*innen im Vorfeld der konkreten Datenerhebung aufgeklärt, in welcher Form eine Beteiligung stattfindet und welchen möglichen Nutzen sie aus einer Beteiligung an dem Forschungsprozess ziehen können (Mackenzie et al., 2007, S. 313). Diesbezüglich ist besonders hervorzuheben, dass eine informierte Einwilligungserklärung vor dem Forschungsbeginn schriftlich oder mündlich einzuholen ist (u.a.: Nind, 2009; von Unger, 2018b; Wesselmann & Schallenger, 2021). Innerhalb des Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit wurde das informative Einverständnis in leichter Sprache vermittelt, das Forschungsvorhaben sowie Ziele der Forschung, Weiterverarbeitung der Informationen und Fragen der Anonymität⁷ erklärt und auch schriftlich bestätigt. Zudem wurden die gewonnenen Daten in anonymisierter Form auf einer externen Festplatte gespeichert, um potenziellen Missbrauch von Informationen und persönlichen Daten der Forschungspartner*innen zu unterbinden (von Unger, 2014b, S. 24f.).

In Anlehnung an Hella von Unger (2014b) wurde zudem während der Vorbereitungsphase des partizipativen Forschungsprozesses entlang der folgenden Fragen gearbeitet:

7 Mehr zu den vielfältigen Herausforderungen der Anonymisierung siehe insbesondere: (Lochner, 2017; Saunders et al., 2015).

- Wer wird mit welcher Begründung für die Teilhabe an dem jeweiligen Forschungsprojekt ausgewählt?
- »Wie wird der Zugang zum Forschungsfeld hergestellt?« (ebd., S. 21)
- Welche Community- und Praxispartner*innen sollen im Forschungsprozess als Gatekeeper zur Rekrutierung von potenziellen Forschungspartner*innen beteiligt werden (*Wer partizipiert?*)
- An welchen Prozessen werden sie beteiligt (*Woran wird partizipiert?*)
- In welcher Form findet eine Beteiligung statt (*Wie wird partizipiert?*)
- Welche Ein- und Ausschlüsse werden bei der Auswahl von potenziellen Forschungspartner*innen durch die Forschenden oder Gatekeeper produziert?
- Welche Möglichkeiten und Herausforderungen in Bezug zum Forschungsanliegen birgt der Einbezug von Gatekeeper?
- Wie können alternative Feldzugänge geschaffen werden, beispielsweise wenn das Forschungsanliegen mit institutionellen Kontexten eng zusammenhängt?
- »Wie wird das informierte Einverständnis der Teilnehmenden eingeholt (mündlich, schriftlich)? Welche Informationen werden dazu kommuniziert? Welche nicht? Wie wird kommuniziert?« (ebd.)
- Welche praktischen Vorkehrungen werden getroffen, um im gesamten Forschungsprozess die Möglichkeit des Widerrufs von Aussagen und Widerspruchs gegen Interpretationen zu gewähren?
- Wie kann vermieden werden, dass Schaden für die Forschungspartner*innen durch die Teilhabe an dem Forschungsprozess entsteht?
- Wie werden die Forschungspartner*innen über potenzielle Risiken und Belastungen transparent informiert?
- Wie kann mit möglichen belastenden Interviewsituationen (sowohl für die Forschungspartner*innen als auch für die Forschenden) verantwortungsvoll und kritisch-reflexiv umgegangen werden?

Alle diese Fragen waren von großer Wichtigkeit, um den gesamten partizipativen Forschungsprozess gemeinsam mit den Forschungspartner*innen transparent und selbstkritisch vorzubereiten und die Erhebungs- und Auswertungsverfahren demnach möglichst barrierearm zu gestalten. Die Interviews der vorliegenden Arbeit wurden an Orten und zu Zeiten durchgeführt, die von den Forschungspartner*innen selbst gewählt wurden. Sie fanden in Cafés, zu Hause aber auch bei einigen Forschungspartner*innen nach ihrem eigenen Wunsch in Einrichtungen (wie z.B. in einer WfbM) statt. Die Forschungspartner*innen über den Ort selbst entscheiden zu lassen, hatte den Vorteil, dass Orte ausgesucht werden konnten, an denen sich die Forschungspartner*innen wohlfühlen und ohne Sorge vor Sanktionen auch Kritikpunkte an bestimmten Organisationen und Strukturen äußern konnten (Buchner, 2008, S. 520f.; Hagen, 2007, S. 27; Helfferich, 2011, S. 177). Innerhalb der Interviews wurden zudem nonverbale Formen der Interaktion (z.B. Gestik und Mimik) besonders berücksichtigt und zusätzlich protokolliert (Terfloth & Janz, 2009, S. 9ff.). Im nachfolgenden Abschnitt wird auf die verschiedenen Erhebungsinstrumente eingegangen.

4.3.2 Erhebungsinstrumente

Aufgrund der beschriebenen unzureichenden empirischen Forschungserkenntnisse im Feld der Übergangs- und Teilhabeforschung im Kontext von Behinderung und Migration/Flucht und der daraus resultierenden Schwerpunktsetzung des Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit (Untersuchung subjektiver Deutungsmuster zu Diskriminierung und Teilhabe an Erwerbsarbeit) eignen sich explorativ angelegte Interviews als qualitativer Zugang zum Forschungsgegenstand. Diese Erhebungsmethode ist besonders hilfreich, um dem Interview mit einem offenen, explorativen und transparenten Vorgehen eine gewisse Flexibilität zu verleihen und den Forschungspartner*innen die Möglichkeit zu geben (Honer, 2011), ihre Perspektiven bzgl. Der bestehenden Zugangsbarrieren im Kontext der Teilhabe an Erwerbsarbeit deutlicher darzustellen.

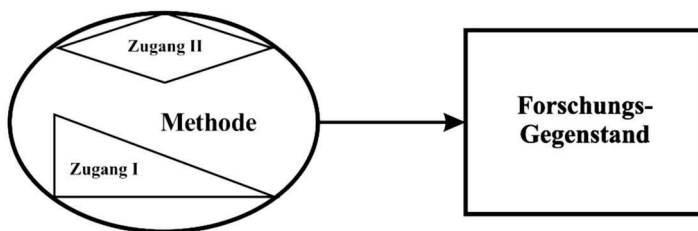
Da in den vorliegenden empirischen Studien, unter anderem zu Verläufen und (Miss-)Erfolgen im Kontext von Übergangs- und Zugangssituationen an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht bislang überwiegend professionelle Akteur*innen befragt wurden, wurde innerhalb des partizipativen Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit auf diesen Zugang konsequent verzichtet. Vielmehr wurden die Forschungspartner*innen unter Bezugnahme auf das Partizipationsverständnis nach von Unger (2012a, 2014a) im gesamten Forschungsprozess ermutigt, die Eigenstrukturiertheit im Alltag sowie ihre Erfahrungen beim Zugang zu Erwerbsarbeit aus ihrer lebensweltlichen Perspektive zu beschreiben. Mit dem qualitativ-explorativen Forschungszugang wurde die Möglichkeit einer offenen Interviewsituation geschaffen, um die eigenen Perspektiven und Handlungen der Forschungspartner*innen sowie ihre subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen möglichst unvoreingenommen zu erfassen.

Methodenpluralität in der partizipativen Forschungspraxis

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurde eine *Methodeninterne Triangulation* vorgenommen (Flick, 2013, S. 27). Hierbei wurden verschiedene, qualitativ-interpretative Zugänge zum Forschungsgegenstand angewendet (qualitativ-explorative Interviews mit Betroffenen als Expert*innen in eigener Sache, teilnehmende Beobachtungen im Rahmen von Hospitationen und Gruppendiskussionen im Rahmen von zwei partizipativen Auswertungsworkshops), um eine möglichst heterogene Gruppe der Forschungspartner*innen in den Forschungsprozess aktiv zu beteiligen und ihre subjektiven und ausdifferenzierten Aussagen in Bezug auf Diskriminierung und Teilhabe an Erwerbsarbeit zu gewinnen.

Im Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit wurden qualitativ-explorative Interviews mit BIPoC mit Behinderungserfahrungen durchgeführt (*Zugang 1*). Zusätzlich wurden zwei partizipative Auswertungsworkshops organisiert (*Zugang 2*). Des Weiteren dienten zusätzliche methodische Zugänge wie z.B. die teilnehmenden Beobachtungen und Gruppendiskussionen zur Vertiefung und Ergänzung der Erkenntnisse der qualitativ-explorativen Interviews und ermöglichten eine tiefere Auseinandersetzung mit dem konkreten Forschungsgegenstand (u.a.: Barbour & Flick, 2009; Burzan, 2016; Flick, 2013; Kelle, 2014; Kuckartz, 2014).

Abb. 7: Methodeninterne Triangulation (Flick, 2013, S. 27).



Die Verknüpfung unterschiedlicher methodischer Zugänge in der partizipativen Forschungspraxis der vorliegenden Arbeit war von großer Bedeutung, um im Sinne der GTM die bestehenden Theorien und Konzepte an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht zu schärfen und entfalten. Im Folgenden wird auf die konkreten Kontexte und Instrumente der verschiedenen Datenerhebungsverfahren der vorliegenden Arbeit näher eingegangen. Zunächst wird die teilnehmende Beobachtung als erster Feldzugang erläutert. In einem weiteren Schritt wird das qualitativ-explorative Interview als zentraler Zugang zu den Forschungspartner*innen erläutert. Abschließend wird die Gruppendiskussion als Teilinstrument des Forschungsprozesses diskutiert.

4.3.2.1 Teilnehmende Beobachtungen

Die im Rahmen der vorliegenden Arbeit durchgeführten teilnehmenden Beobachtungen sollen dazu dienen, erste Einblicke in die vielfältigen Lebens- und Arbeitssituationen der Forschungspartner*innen zu gewinnen, die in einem späteren Zeitpunkt mit den Erkenntnissen aus den qualitativ-explorativen Einzelinterviews vertieft werden. Mithilfe der innovativen und partizipativen methodischen Ansatzes, der von Margarethe Kusenbach (2008) als »Go-Along« (ebd., S. 352) bezeichnet wurde, konnten die beteiligten Forschungspartner*innen in ihrem Arbeitsalltag begleitet werden, um durch »Fragen, Zuhören und Beobachten – aktiv den Fluss ihrer Erfahrungen und Handlungen zu begreifen« (ebd.). Diese Form der offenen Alltagsbeobachtung diene in erster Linie dazu, dem Forschenden die Möglichkeit zu erschließen, die heterogenen Lebenslagen und -realitäten und Alltagsstrukturen der beteiligten Forschungspartner*innen kennenzulernen.

Das erste Kennenlernen mit den Forschungspartner*innen fand zumeist im Rahmen von Hospitationen bspw. an ihrem Arbeits- und Ausbildungsplatz, im Deutschkurs oder im Praktikum statt. Neben diesen Beobachtungen im Arbeitsalltag (u.a. Mosaik e.V. Berlin, Betriebsstätte Reinickendorf, Inklusionsbetrieb Hotel Rosi, WfbM) wurden weitere teilnehmende Beobachtungen in sozialen Organisationen (wie z.B. im Berliner Zentrum für selbstbestimmtes Leben behinderter Menschen e.V. (BZSL), Reha-Beratung der Bundesagentur für Arbeit, Berlin-Brandenburg) und Beratungsstellen (wie z.B. in MINA Leben in Vielfalt e.V. und DiaLOG-IN, Johannesstift Diakonie Behindertenhilfe) durchgeführt.

Die folgenden Fragen waren für die Vorbereitung und Durchführung der teilnehmenden Beobachtungen im Rahmen der Hospitationen relevant:

- Welche Potenziale der Partizipation sehen die Forschungspartner*innen beim Übergang von der Schule in eine berufliche (Aus-)Bildung?
- Welche Bedeutung messen sie den Beratungs- und Vermittlungsangeboten durch die BA bei bzw. inwiefern werden diese Angebote als relevant für ihre beruflichen Wege wahrgenommen?
- Wie werden die intersektionalen Lebensbedingungen dieser Personengruppe seitens der Organisationsmitglieder im Kontext der Schule, Reha-Beratung, und Inklusionsbetriebe berücksichtigt?
- Wie sensibel zeigen sich die Organisationsmitglieder gegenüber den intersektionalen Herausforderungen und Ressourcen dieser Personengruppe?
- Wie können Unterstützungsleistungen zur Teilhabe an Erwerbsarbeit spezifisch für BIPOC mit Behinderungserfahrungen barrierearm gestaltet und frühzeitig optimiert werden?
- Inwieweit kann ein inklusiver Übergang und Zugang zu Erwerbsarbeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt ohne Etikettierungen und Kategorisierungen im Sinne eines ›weiten‹ Inklusionsverständnisses gelingen?

Durch die teilnehmenden Beobachtungen in oben aufgelisteten Organisationen und Einrichtungen konnte zum einen die Rekrutierung von Forschungspartner*innen ermöglicht werden. Dies war auch insofern von großer Bedeutung, da die vertrauensvolle Basis einer Forschungsbeziehung mit den Forschungspartner*innen durch die Möglichkeit des Kennenlernens bereits vor der Datenerhebung aufgebaut werden kann:

»Ein *Vertrauensverhältnis* zwischen Forschenden und Forschungspartnern gehört zu den Lebenselixieren der RGTm-Forschung. Vertrauen ist ein *Geschenk* – eine Annahme über die Zukunft auf der Basis von Erfahrungen und Einschätzungen aus der Vergangenheit« (Breuer et al., 2018, S. 226).

Zum anderen zielten die teilnehmenden Beobachtungen darauf ab, ein analytisches Verstehen und Durchdringen in den Alltag der Forschungspartner*innen und die Erfassung des sozialräumlichen Rahmens und ihrer heterogenen Lebenslagen und -realitäten im Sinne einer fragenden und reflexiven Beobachtung zu ermöglichen. Die subjektiven Perspektiven der Forschungspartner*innen sind jedoch von grundlegender Bedeutung qualitativer Forschung, da sich die subjektiven Relevanzstrukturen und die heterogenen Lebenslagen und -realitäten der Forschungspartner*innen für akademisch Forschenden »nur schwer aus Beobachtungen ableiten. Man muss hier die Subjekte selbst zur Sprache kommen lassen; sie selbst sind zunächst die Experten für ihre eigenen Bedeutungsgehalte« (Mayring, 2016, S. 66). An dieser Stelle schließt sich der Kreis zu den qualitativ-explorativen Interviews mit BIPOC mit Behinderungserfahrungen, die als Ziel genau jene Erschließung der subjektiven Bedeutungen hatten.

Im Forschungsfeld konnte die Tatsache besonders berücksichtigt werden, dass Menschen ein Selbstverständnis ihrer subjektiv sinnhaften Handlungen entwickeln, um die Datenanalyse auf diesen Interpretationen und Konstruktionen aufbauend durchzuführen. In Anlehnung an Alfred Schütz (1971) »sind die Konstruktionen der Sozialwissenschaften sozusagen Konstruktionen zweiten Grades, das heißt Konstruktionen von Konstruktionen jener Handelnden im Sozialfeld, deren Verhalten der Sozialwissenschaftler

beobachten und erklären muss« (ebd., S. 68). Wie Schütz weiter ausführt, geht es also dabei in erster Linie um die Erschließung der konstruierten, subjektiven Wirklichkeiten der Forschungspartner*innen, um diese dann als Beobachtungsräume für die Forschung aufzuspannen:

»Das Beobachtungsfeld des Sozialwissenschaftlers, also die soziale Wirklichkeit, hat dagegen eine besondere Bedeutung und Relevanzstruktur für die in ihr lebenden, handelnden und denkenden menschlichen Wesen. Sie haben diese Welt, in der sie die Wirklichkeit ihres täglichen Lebens erfahren, in einer Folge von Konstruktionen des Alltagsverstandes bereits vorher ausgesucht und interpretiert« (ebd.).

In diesem Zusammenhang bezieht sich die Erforschung von heterogenen Lebenslagen und -realitäten der Forschungspartner*innen, die an dem Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit aktiv beteiligt wurden, auf qualitative Verfahren als interpretative, rekonstruktive und reflexive Forschung und beruht auf einem Verständnis sozialer Wirklichkeiten bzw. intersektionaler Lebensrealitäten der Forschungspartner*innen. Das Konzept einer interpretativen, rekonstruktiven und reflexiven Forschung legt ein bestimmtes Verhältnis von Theorie und Empirie nahe, welches sich von dem in vielen Bereichen empirischer Forschung dominanten hypothetico-deduktiven Modell abhebt (Mey & Mruck, 2010, S. 515). In der qualitativ-interpretativen Forschung geht es also in erster Linie nicht darum, theoretische Hypothesen am empirischen Material zu überprüfen, sondern im Umgang mit dem gewonnenen empirischen Material neue Vermutungen, Annahmen, empirische Erkenntnisse und Zusammenhänge zu generieren. Vor diesem Hintergrund verzichtet die GTM im Vorhinein auf theoretische Hypothesen bezüglich des untersuchten Gegenstands und die Formulierung von Hypothesen (Strübing, 2014, S. 16).

Die Ergebnisse der teilnehmenden Beobachtungen wurden in Form von Protokollen und Feldnotizen dokumentiert. Diese spielten auch eine wichtige Rolle für Interaktionsanalysen, systematische Beobachtungen und als begleitendes Reflexionsinstrument, etwa um eine nachträgliche Darstellung, Analyse und Reflexion von Herausforderungen in Interviewsituationen umfassend zu beschreiben. Die Erkenntnisse aus den Protokollen und Feldnotizen wurden in einem ersten Schritt zusammengefasst und anschließend aus einer kritisch-reflexiv Perspektive komplementär zur Datenanalyse der Interviews ausgewertet.

Dabei diene dieses Vorgehen auch zur Offenlegung und Einordnung der eigenen subjektiven Eindrücke, Bewertungen und Vermutungen, um eine voreilige Interpretation der beobachteten Interaktionen zu verhindern. In einem weiteren Schritt wurden diese mit den beschriebenen theoretischen Erkenntnissen über Herausforderungen und Ressourcen zur Teilhabe an Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen zusammengeführt und diskutiert.

Im Folgenden wird das qualitativ-explorative Interview nach Anne Honer (2011) als zentrales Datenerhebungsverfahren der vorliegenden Arbeit erläutert.

4.3.2.2 Explorative Interviews

Aufgrund der Schwerpunktsetzung – Analyse von subjektiven Sichtweisen von Zugangs- und Teilhabebarrrieren von BIPOC mit Behinderungserfahrungen auf dem allgemeinen

Arbeitsmarkt – liegt für den Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit der induktive methodische Forschungszugang im Sinne des qualitativ-explorativen Interviews nahe. Explorative Interviews (Honer, 2011) fordern Offenheit und Sensibilität gegenüber dem Forschungsgegenstand und eignen sich besonders zur gesprächsähnlichen und erzählgenerierenden Interviewkommunikation:

»Das explorative Interview, das prinzipiell in drei fragetechnisch divergenten Phasen verläuft – quasi-normales Gespräch, narratives und/oder Experteninterview, reflexive Fokussierung –, eignet sich aufgrund seiner Komplexität eher als Instrument zur Erfassung subjektiv-typischer als zur Erzeugung objektivrepräsentativer Daten und mithin eher zum Theorie-Aufbau als zur Hypothesen-Prüfung« (ebd., S. 41).

Dabei geht es also um eine offene und weitestgehend unstandardisierte Vorgehensweise, bei der die verschiedenen behinderungs- und fluchtmigrationsspezifischen strukturellen Barrieren beim Zugang zu Erwerbsarbeit und damit verbundenen Handlungs- und Bewältigungsressourcen der Forschungspartner*innen einen Artikulationsraum finden können. Die Entscheidung für dieses Datenerhebungsverfahren ist damit begründet, möglichst heterogene Perspektiven der beteiligten Forschungspartner*innen über gelingende und verhinderte Teilhabe auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt anhand ihrer subjektiven Wahrnehmungen und Deutungen von Zugangs- und Teilhabebarrrieren sowie ihrer Handlungs- und Bewältigungsressourcen in das Forschungsprojekt mit einfließen zu lassen.

Das explorative Interview wird hier als eine gesprächsähnliche und funktionsorientierte Kommunikationsform verstanden. Diese explorative Variante unterscheidet sich von anderen qualitativen Interviewtypen dadurch, dass sie verfahrenstechnisch vollständig darauf ausgerichtet ist, innerhalb des Themenkomplexes des Forschungsgegenstandes »möglichst weite, »unbekannte«, auch latente Wissensgebiete der Befragten zu erschließen« (Honer, 2011, S. 41). Zur Herausarbeitung subjektiver Sichtweisen der Forschungspartner*innen, bat das explorative Interview an, mit einer reflexiven Fokussierung auf Barrieren und Ressourcen des Zugangs zu Erwerbsarbeit von BIPOC mit Behinderungserfahrungen neue Erkenntnisse zu erlangen. Diese Art des Datenerhebungsverfahrens war zudem aufgrund seiner situativen Flexibilität zur Rekonstruktion biographischer Deutungsschemata relevant, indem hauptsächlich ein »quasi-normales Gespräch« (ebd.) mit den beteiligten Forschungspartner*innen geführt wird.

Durch offen strukturierte und flexibel gestaltete Interviews konnte insbesondere Menschen mit sog. Lernschwierigkeiten ermöglicht werden, mit ihrer eigenen Sprache und Geschwindigkeit über den zu beforschenden Sachverhalt zu erzählen (Hagen, 2002, S. 293ff.). Ebenfalls erleichtert diese Interviewform einigen Forschungspartner*innen, die neu nach Deutschland geflüchtet sind, bestehende Sprachbarrieren in Interviewinteraktionen. Dieses Vorgehen erwies sich also für das Forschungsanliegen der vorliegenden Arbeit als besonders hilfreich, da der Ansatz Offenheit gegenüber dem Forschungsgegenstand und nach der Auseinandersetzung mit entsprechender Fachliteratur und Theorie vor allem die Sensibilität gegenüber den Erzählungen der Forschungspartner*innen fordert. Aufgrund der Schwerpunktsetzung der vorliegenden Arbeit, subjektive Perspektiven von BIPOC mit Behinderungserfahrungen zu erforschen, war es für den partizipativen Forschungsprozess ein induktives Vorgehen im Sinne ei-

nes explorativen qualitativen Interviews notwendig, da dieses Verfahren ermöglicht, mit einem theoretisch-wissenschaftlichen Vorwissen in das Forschungsfeld zu gehen.

In den letzten Jahren haben sich in der qualitativen Forschung zahlreiche verschiedene Interviewformen etabliert, die nicht immer eindeutig unterscheidbar sind (siehe dazu insbesondere: Flick, 2013, S. 194ff.; Helfferich, 2011, S. 36). Beispielsweise differenziert Philipp Mayring (2016) die Interviews mit Blick auf die Forschungspartner*innen und den Forschenden in offene und geschlossene Interviews, sowie in unstrukturierte und strukturierte Interviews (ebd., S. 66). Das zentrale Kriterium des qualitativ-explorativen Interviews ist, dass durch die offenen Interviewsituationen die Forschungspartner*innen möglichst frei zu Wort kommen können (Honer, 2011). Eine derartig offene, einem völlig freien Gespräch nahekommende Situation ermöglichte einen explorativen Zugang zu den heterogenen Lebenslagen und -realitäten der betroffenen Forschungspartner*innen. Der Erkenntnisgewinn mithilfe des explorativen Interviews erfolgte im Rahmen der vorliegenden Arbeit daher in einem induktiven Verfahren, wenngleich das eigene Vorwissen als Forscher*in für die Sensibilität der Interviewinteraktion diente, aber gleichzeitig das Prinzip der Offenheit realisiert wurde.

Besonders wichtig für den Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit im Hinblick auf die beteiligten Forschungspartner*innen waren Offenheit und Flexibilität als Grundprinzipien des explorativen Interviews. Aufgrund der Fokussierung der Arbeit auf die Rekonstruktion von spezifischen Relevanzstrukturen (in Bezug auf ihre Lebenssituationen, beruflichen Perspektiven und Handlungen), entsteht eine Offenheit bei den Forschungspartner*innen, von ihren Erfahrungen im Zusammenhang mit strukturellen Bedingungen der Teilhabe an Erwerbsarbeit frei zu erzählen. Besonders interessant waren die Widersprüche innerhalb der Interviews, da hierdurch die thematisierten Ambivalenzen und Unentschiedenheiten in der Datenanalyse besonders berücksichtigt werden konnten. Diese widersprüchlichen Aussagen der Forschungspartner*innen bspw. in Bezug auf Werkstattbeschäftigung oder bestehende strukturelle Unterstützungsangebote können aber auch als Ausdruck von Orientierungsproblemen, Interessenswidersprüchen und Entscheidungsdilemmata angesichts widersprüchlicher Handlungsanforderungen gedeutet und analysiert werden (mehr dazu siehe Unterkapitel 6.1).

Im Verlauf des partizipativen Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit wurden insgesamt 27 qualitativ-explorative Interviews geführt. Davon wurden zwei Interviews aus der Datenanalyse rausgenommen, da die betreffenden Forschungspartner*innen ihre Einverständniserklärungen zurückgezogen haben. Somit besteht der empirische Datenkorpus aus insgesamt 25 Interviews. Im Zuge der ersten Erhebungsphase von Mai bis Dezember 2020 wurden die ersten 11 Interviews durchgeführt. Auf Basis einer Vorgehensweise der GTM wurde zunächst das gewonnene empirische Material systematisch kodiert. Ausgehend von diesen ersten empirischen Erkenntnissen wurden in der zweiten Erhebungsphase (Juni-September 2021) weitere 12 Interviews geführt. Bei dem dritten und letzten Feldzugang im Zeitraum von Januar bis April 2022 fanden die restlichen 4 Interviews statt. Diese wurden anschließend mit den bereits erhobenen empirischen Daten in Zusammenhang gesetzt.

Durch das qualitativ-explorative Interview (Honer, 2011) konnten subjektive Perspektiven von BIPOC mit Behinderungserfahrungen hinsichtlich Teilhabemöglichkeiten

und Diskriminierungserfahrungen beim Zugang zu Erwerbsarbeit gemeinsam generiert werden. Zudem ermöglichte diese Interviewform, die Forschungspartner*innen im partizipativen Forschungsprozess als aktive Subjekte einzubeziehen, und im Kontext intersektionaler Analyse die spezifischen Relevanzstrukturen in Bezug auf die ihre Übergangssituationen, berufliche Orientierung, behinderungs- und fluchtmigrationspezifische strukturelle Barrieren sowie damit einhergehenden Diskriminierungserfahrungen und Bewältigungsstrategien aus ihrer subjektiven Sichtweise zu untersuchen. Im Forschungsprozess der vorliegenden Arbeit wurde eine heterogene Gruppe miteinbezogen (siehe dazu Abb. 9).

Demnach gestaltete sich die Durchführung des Interviews weniger einheitlich. Beispielsweise war eine Interviewführung in deutscher und englischer Lautsprache bei einigen der Forschungspartner*innen aufgrund sprachlicher Bedingungen (Kommunikation ausschließlich in Gebärdensprache möglich oder unzureichende Deutschkenntnisse) nur eingeschränkt möglich. Entsprechend wurden dolmetschende Personen bei 5 Interviews eingesetzt. Durch das Dolmetschen in die Deutsche Gebärdensprache oder Lautsprache konnten die Perspektiven der Forschungspartner*innen im Forschungsprozess berücksichtigt werden. Dabei wurden die beteiligten Forschungspartner*innen über die Freiwilligkeit der Mitwirkung zu jedem Zeitpunkt des Forschungsprozess kontinuierlich informiert (Hospitationen, teilnehmende Beobachtungen, Interviews, Gruppendiskussionen und Auswertungsworkshops) und ihre Einverständniserklärungen eingeholt.

Durch die im Laufe der drei Erhebungsphasen durchgeführten Interviews konnte hinreichendes empirisches Datenmaterial zur Bearbeitung der Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit zusammengestellt werden. Entsprechend waren keine zusätzlichen Datenerhebungen notwendig, da nach einer ersten Analyse des Materials kein weiterer Erkenntnisgewinn über den Gesamtkorpus bzw. die daran gestellten Forschungsfragen hinaus mehr zu erwarten war. Dies äußerte sich in der Feststellung von Wiederholungen: Weitere Analysen von Aussageereignissen lieferten keine neuen Kategorien oder Ideen, sondern immer nur eine Bestätigung der bereits erarbeiteten Deutungsmuster und narrativen Verknüpfungen. Der coronabedingt eingeschränkte Zugang zu Forschungspartner*innen führte dazu, dass zwischen der ersten und zweiten Erhebungsphase eine etwas längere Pause lag. Hierdurch wurde aber auch möglich, die Datenerhebungen und -auswertungen im Sinne der GTM durchzuführen, d.h. immer wieder ins Forschungsfeld zu gehen und an den bereits gewonnenen empirischen Erkenntnissen anzusetzen.

Wie bereits oben erläutert, wurden dabei sowohl die Datenerhebung als auch die Auswertung des gewonnenen Materials iterativ und flexibel gestaltet und hatten somit eher einen explorativen Charakter. Dabei diente die hier vorgestellte Methode des qualitativ-explorativen Interviews nach Honer (2011) als entdeckender Einsatzpunkt des Forschungsprozesses in einem bislang wenig erforschten Feld der Teilhabeforschung an der Schnittstelle Behinderung und Migration/Flucht. Eine weitere Besonderheit des explorativen Interviews ist, dass im Interview eine Kombination aus Zuhören auf der einen und Nachfragen auf der anderen Seite stattfindet. Besonderes Augenmerk wurde im Rahmen der Interviews der vorliegenden Arbeit auf den narrativen Einstieg gelegt, der eine Art offenes Gespräch förderte. Die Interviews begannen mit einer themenübergreifenden und erzählgenerierenden Eingangsfrage: »Erzähl mir doch mal bitte von deinen aktuellen beruflichen Situationen«. Daraufhin folgten themenbezogene

Ad-hoc-Fragen, die sich im Verlauf des jeweiligen Interviews ergaben und mit denen vor allem der Erzählfluss der Forschungspartner*innen unterstützt werden sollte. Somit war die Möglichkeit gegeben, anhand von Nachfragen weitere Details zu erfahren und einen roten Faden weiter zu verfolgen. Dieser Interviewerlauf war insofern hilfreich, da u.a. aufgrund behinderungsbedingter und migrationsspezifischer Sprachbarrieren der Forschungspartner*innen teilweise unverständliche Wörter und Begriffe verwendet wurden, die durch gezielte Nachfragen geklärt werden konnten.

Zur Weiterentwicklung der Konzeption des Erhebungsinstruments (explorativ-narrative Interviews) wurden die ersten Erfahrungen des Pretests sowohl im Rahmen des GraKo-Kolloquiums gemeinsam mit Prof.'in Dr. Gudrun Wansing als auch in der qualitativen Forschungswerkstatt von Prof.'in Dr. Hella von Unger reflektiert (dazu ausführlich siehe Unterkapitel 6.4.3.3). Dabei wurden bspw. sprachliche Vereinfachungen (*Leichte Sprache*)⁸ der Ausdrucksformen oder der Fragestellungen im Interview vorgenommen, um für alle Forschungspartner*innen eine verständliche Kommunikation zu gewährleisten und damit die barrierearme Zugänglichkeit sicherzustellen. Davon ausgehend wurde im Laufe des Forschungsprozesses die Datenerhebungsmethode immer wieder angepasst und verbessert, um die potenziell auftretenden Herausforderungen bei den weiteren Datenerhebungen zu überwinden.

Als Ergänzung zu den Interviewaussagen wurden am Anfang jedes Interviews einige für die intersektionale Analyse der empirischen Daten relevante soziodemographische Merkmale der Forschungspartner*innen wie z.B. Alter, Geschlecht, Fluchtmigrationserfahrungen, Bildungsqualifikationen und Lebens- und Wohnsituation mithilfe von Kurzfragebögen erfasst (siehe dazu Abb. 10). Im Anschluss an die auditive Aufzeichnung des Interviews erfolgte eine vollständige Transkription. Außerdem wurden unmittelbar nach den Interviews Postskripte erstellt, welche zur Erfassung der situativen und non-verbalen Kommunikation, Widersprüche, Wiederholungen, ersten Interpretationsideen und Schwerpunktsetzungen notwendig sind (Breuer et al., 2018; Lamnek & Kress, 2016, S. 347f.). Im Folgenden wird auf die Gruppendiskussionen als Teilinstrument des Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit eingegangen.

4.3.2.3 Gruppendiskussionen

Wie bereits oben erläutert, wurde im Rahmen des partizipativen Forschungsprozesses der vorliegenden Arbeit die Methode der explorativen Gruppendiskussion als Datenerhebungs- und Auswertungsverfahren angewandt. Dieses Vorhaben liegt neben dem Ziel, zusätzliche Daten zu generieren, auch darin begründet, die Ergebnisse der ersten Datenanalyse aus den Einzelinterviews an die Forschungspartner*innen rückzukoppeln und von ihnen einschätzen lassen zu können. Die Gruppendiskussion wird hier sowohl als Erhebungsmethode als auch Analyseverfahren eingesetzt. Diese sich gegenseitig

8 Allerdings stellt die Verwendung von Leichter Sprache gegenwärtig ein vieldiskutiertes und strittiges Thema dar: »Leichte Sprache überwindet nicht nur Grenzen und schafft individuelle Teilhabeoptionen. Leichte Sprache erzeugt gleichzeitig auch Differenz und reproduziert die binäre Logik von inklusiven/exklusiven Ordnungen« (Dannenbeck, 2012, S. 59). Ein universalisierender Anspruch von Leichter Sprache ist entsprechend kritisch zu betrachten. Zu einer vertiefenden Auseinandersetzung mit der Thematik der Leichten Sprache siehe insbesondere: (Klippstein, 2012).

ergänzenden Vorgehensweisen der Datenerhebungs- und Auswertungsverfahren (Induktiv/Deduktiv) in Form von Gruppendiskussionen ermöglichte, für die verschiedenen Perspektiven einen Artikulationsraum zu finden bzw. gemeinsam zu schaffen.

Mittlerweile existieren zahlreiche Herangehensweisen zur Durchführung von Gruppendiskussionen in der qualitativen Sozialforschung (u.a.: Bohnsack, 2014, 2017; Friebertshäuser & Langer, 2013; Lamnek & Kress, 2016). Eine kontextspezifische Durchführung von Gruppendiskussionen ist je nach Forschungsvorhaben und Forschungsgruppen von großer Bedeutung: »There is no single right way to do focus groups« (Morgan & Bottorff, 2010, S. 579). Je nach Untersuchungsgegenstand bzw. Zielgruppe des Forschungsprojekts werden also verschiedene Wege und Gestaltungsmöglichkeiten von Gruppendiskussionen empfohlen. Beispielsweise betonen Thomas Kühn und Kay-Volker Koschel (2011): »wie heterogen das Grundverständnis von Gruppendiskussionen hinsichtlich ihres Erkenntnispotenzials und der mit ihnen verbundenen Qualitätskriterien ist« (ebd., S. 63).

Während Uwe Flick (2012) die Gruppendiskussion als eine Form des Interviews bezeichnet (Gruppeninterview), welches in einer Gruppe stattfindet (ebd., S. 249f.), grenzen Siegfried Lamnek und Claudia Krell (2016) Gruppendiskussionen vom »Kollektivinterview, Gruppengespräch und Gruppenexperiment« (ebd., S. 392ff.) ab und unterscheiden zwischen ermittelnden und vermittelnden Gruppendiskussionen. Dabei wird der Begriff der Gruppendiskussion als Übersetzung des englischen Begriffs »Focus Group« verwendet:

»Die Gruppendiskussion ist ein Gespräch mehrerer Teilnehmer zu einem Thema, das der Diskussionsleiter benennt, und dient dazu, Informationen zu sammeln. [...] Man kann die Gruppendiskussion als Gespräch einer Gruppe von Untersuchungspersonen zu einem bestimmten Thema unter Laborbedingungen auffassen« (ebd., S. 384ff.).

Die Gruppendiskussionen wurden von Ralf Bohnsack (2014) detailliert als Methode der rekonstruktiven Sozialforschung ausgearbeitet. Charakteristisch für Gruppendiskussionen ist neben den diskutierten Inhalten vor allem die Rekonstruktion des Gesprächsverlaufs und der Gruppendynamik, die sich in der wechselseitigen Bezugnahme und Dominanz unter den beteiligten Forschungspartner*innen bei der Herausbildung einer Gruppenmeinung zeigt. Die in der Gruppendiskussion beteiligten Forschungspartner*innen sind als »Träger einer eigenen, über das Individuum hinausgehenden Meinung« (Bär et al., 2020, S. 210) zu verstehen. Mit Bezug auf Flick (2012, S. 249f.) betonen Gesine Bär et al. (2020), dass »es beim Gruppeninterview nicht um die Diskussion der Gruppenmitglieder untereinander [geht], sondern um die Erhebung von Einzelmeinungen, die allerdings durch die Beiträge der Gruppenmitglieder angereichert werden und so über die Antworten, die die Teilnehmenden in Einzelinterviews gegeben hätten, hinausgehen« (ebd., S. 210). Entsprechend zielt diese Form der Gruppendiskussion auf die Fragestellungen rund um die Konstruktion und Verteilung von Meinungen in einem sozialen Prozess und sozialen Konstruktionen von Wirklichkeiten ab (Flick, 2012, S. 250ff.).

Im Rahmen der vorliegenden Arbeit wurden zum einen die zentralen Merkmale z.B. prägnante Stellen aus den Interviews zum Thema Zugang zu Erwerbsarbeit als Orientierung im Vorfeld der Gruppendiskussionen festgelegt. Zum anderen wurden weitere

relevante Merkmale und Aspekte während der Gruppendiskussionen identifiziert. Ziel war es dabei, dass von allen möglichen relevanten Merkmalskombinationen mindestens eine Person in den Gruppendiskussionen vertreten ist, um damit den heterogenen Lebensrealitäten der Forschungspartner*innen gerecht zu werden und somit »die Eigensinnigkeit und Eigenwilligkeit der Forschungspartner*innen in dem Forschungsprozess zur Geltung zu bringen« (Bergold & Thomas, 2012, Abs. 3). Dies erfordert vor allem Flexibilität, Offenheit und Anpassungsfähigkeit sowohl in der Vorbereitung als auch während der konkreten Durchführung der Gruppendiskussionen.

Auswertung der Gruppendiskussionen

Methodisch orientiert sich die Auswertung der Gruppendiskussionen an GTM (u.a.: Barbour, 2008; Barbour & Flick, 2009). Da es für die Datenauswertung von Gruppendiskussionen keine einheitliche Methode gibt, werden diese je nach Fragestellung und mit Blick auf den Zeitrahmen des Forschungsprojekts exakter und damit zeitintensiver oder weniger exakt und damit weniger zeitintensiv ausgewertet (u.a.: Ruddat, 2012). Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse wurde innerhalb der vorliegenden Arbeit eine inhaltliche Zusammenfassung der mit einem Tonaufnahmegerät aufgezeichneten zentralen Diskussionsaspekte in einer gekürzten Version wiedergegeben und entsprechend ausgewertet. Bei der Auswertung der Gruppendiskussionen war es wichtig, die Gruppendynamik und Interaktionen zwischen den beteiligten Forschungspartner*innen im Blick zu haben: Wer spricht, wie oft und aus welcher Sprechposition heraus?

Die Gruppendiskussionen wurden durch den Forschenden selbst moderiert und per Tonaufnahme aufgezeichnet. Als erster Informationsinput wurde der Fragenkatalog aus dem empirischen Material (qualitativ-explorative Einzelinterviews) induktiv zusammengestellt und in die Gruppendiskussionen eingebracht (u.a.: Barbour, 2008; Barbour & Flick, 2009). Der Fragenkatalog diente somit als Hilfestellung zur Vorbereitung und Anregung der Diskussion. Ergänzend dazu wurden weitere Kategorien während der Gruppendiskussionen im Rahmen der partizipativen Auswertungsworkshops (wie z.B. fehlende familiäre Unterstützung, unzureichende soziale Netzwerke und freundschaftliche Beziehungen, fehlende Möglichkeiten zur Teilhabe an Freizeit- und Kulturangeboten) deduktiv herausgebildet. Die Ergebnisse der Gruppendiskussionen und teilnehmenden Beobachtungen wurden in einem ersten Schritt zusammengefasst und interpretiert.

Neben den Analysen der Transkription der Gruppendiskussionen wurde bei der Auswertung der Gruppendiskussionen auf die Einträge auf den Moderationskarten und eigenen Notizen zurückgegriffen. Hierbei ergaben sich auch Herausforderungen, wie z.B. die unterschiedliche Beteiligung der Forschungspartner*innen aufgrund behinderungs- und fluchtmigrationsbedingter Sprachbarrieren. Manche Forschungspartner*innen konnten einiges auf die Moderationskarten schreiben und auch in der anschließenden Diskussion viel Raum einnehmen und manche weniger (siehe dazu Unterkapitel 4.4.3).

Zu einem späteren Zeitpunkt flossen die Ergebnisse der Auswertung von Gruppendiskussionen in die eigenen Interpretationen der empirischen Forschungsergebnisse mit ein. Um die lebensweltlichen Erfahrungen und Perspektiven der beteiligten

Forschungspartner*innen auch in die Datenauswertung mitzunehmen, wurden partizipative Auswertungsworkshops durchgeführt. Mit deren Ablauf und Zielsetzung beschäftigt sich der folgende Teil dieser Arbeit.

4.3.3 Partizipative Auswertungsworkshops

Zwar unterscheidet sich die Auswertung und Interpretation der erhobenen empirischen Daten mit BIPoC mit Behinderungserfahrungen nicht grundlegend von Forschungsprojekten mit Menschen ohne Behinderungs- oder Fluchtmigrationserfahrungen. Allerdings empfiehlt es sich, die Datenanalyse über die gängigen qualitativen Auswertungsverfahren durch die Forschenden hinaus partizipativ zu gestalten, um die empirischen Daten anhand eines kontext- und kultursensiblen Vorgehens (von Unger, 2014a, S. 10ff.) unter Einbeziehung des lebensweltlichen Wissens der Forschungspartner*innen auszuwerten (Afeworki Abay & Engin, 2019, S. 380). Die gemeinsame Datenauswertung soll dazu dienen, die Forschungspartner*innen nicht nur im Forschungsprozess als Expert*innen ihrer Lebenssituationen, Perspektiven und Handlungen anzuerkennen, sondern auch die Interpretationen, Rekonstruktionen und Sinndeutungsmuster in der Datenanalyse nachvollziehbar zu machen (u.a.: Hagen, 2002; Maskos, 2022; Nind, 2014; Sigot, 2017). Vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse wurden die Forschungspartner*innen als Teil der partizipativen Vorgehensweise an der Analyse und Interpretation der empirischen Daten in Form von zwei Auswertungsworkshops einbezogen.

Die beiden partizipativen Auswertungsworkshops sollten vor allem ermöglichen, dass ein direkter Austausch über die empirischen Ergebnisse zwischen den beteiligten Forschungspartner*innen und den akademisch Forschenden stattfinden kann. Anhand dieser Expertise wurden die empirischen Ergebnisse komplementär interpretiert (von Unger, 2014a, S. 1; Waldschmidt, 2011, S. 127ff.; Wright et al., 2010, S. 35ff.). Dabei wurden die ersten empirischen Ergebnisse der vorliegenden Arbeit in Gruppendiskussionen zusammengeführt sowie gemeinsam interpretiert und in Form eines Protokolls dokumentiert, um diese Diskussionsergebnisse mit in die eigenen Interpretationen der Daten einfließen zu lassen. Datenbasis dieser fallimmanenten Auswertung bilden die erhobenen Daten, Forschungsmemos (zu den Gruppendiskussionen im Rahmen partizipativer Auswertungsworkshops), Protokolle und Feldnotizen der teilnehmenden Beobachtungen.

Hierfür wurden themenfokussierte Gruppendiskussionen mit den Forschungspartner*innen im Rahmen von zwei partizipativen Auswertungsworkshops durchgeführt. Dieses Vorgehen war relevant, um nicht nur die Datenerhebung, sondern auch die Analyse und Interpretation der empirischen Ergebnisse anhand der Verschränkung unterschiedlicher Perspektiven der Forschungspartner*innen zu analysieren. Die Gruppendiskussionen wurden durch den Forschenden moderiert, dauerten etwa zwei Stunden und wurden mittels eines Audiogeräts aufgezeichnet. Hier hätte sich als hilfreich erwiesen, eine weitere Person in die Gruppendiskussionen als Co-Moderator*in zu beteiligen, die z.B. die Protokollierung der Diskussion übernehmen und die zentralen Aspekte während der Diskussion niederschreiben könnte. Diese forschungspraktischen Einschränkungen konnten allerdings mithilfe der Transkriptionen der aufgezeichneten Gruppendiskussionen behoben werden.

Der erste partizipative Auswertungsworkshop diente dazu, die erhobenen empirischen Daten anhand exemplarisch ausgewählter Interviews gemeinsam auszuwerten. Dies ermöglichte, einen Teil der Deutungsmacht abzugeben, um die bestehenden Macht- und Hierarchieunterschiede zwischen mir als akademisch Forschenden und den Forschungspartner*innen etwas abzumildern. Nach einer ersten Analyse der empirischen Ergebnisse ging es bei dem zweiten Auswertungsworkshop darum, diese ersten Ergebnisse mit den Forschungspartner*innen gemeinsam zu interpretieren und analysieren. Die Forschungspartner*innen wurden dabei stets ermutigt, die Gelegenheit zu nutzen, Rückmeldungen zu diesen Forschungsergebnissen zu geben und die in der ersten Datenauswertung potenziell verloren gegangenen bzw. unberücksichtigten Einflussfaktoren der von ihnen subjektiv wahrgenommenen Bedingungen der Teilhabe an Erwerbsarbeit zu ergänzen.

Die fallübergreifende Auswertung der Interviews fand parallel zu den Ergebnissen der Auswertungswshops statt, um potenzielle Diskrepanzen zwischen den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit und den Erfahrungen der Forschungspartner*innen zu diskutieren:

»Der Reflexions- und Auswertungsprozess ist ein co-konstruktiver Prozess, der nicht darauf abzielt, einzelne Stimmen (z.B. die Stimmen der beteiligten Community-Partner/innen) als besonders »authentisch« darzustellen, oder ein Verfahren zu suchen, das eine »reine oder unbefleckte« Analyse ermöglichen würde. Stattdessen besteht die Aufgabe darin, herauszufinden, wie und wie viel Partizipation jeweils in der Analyse ermöglicht werden kann, wie also die beteiligten Wissenschaftler/innen, Community- und Praxispartner zusammenarbeiten können« (von Unger, 2014a, S. 61).

Ferner wurde durch diesen Auswertungsverfahren ermöglicht, anhand von Interpretationen der Interviews bestimmte Sinnstrukturen und Konstruktionsmuster zu formulieren und dadurch lebensweltnahe Erkenntnisse aus den subjektiven Wahrnehmungen der beteiligten Forschungspartner*innen zu gewinnen. Diese Umgangsweise mit den empirischen Daten kann zudem die Gefahr verringern, durch die Interpretationen der Forschungsergebnisse im Sinne der »symbolic violence« (Mackenzie et al., 2007, S. 313) die Lebenslagen und -geschichten der Forschungspartner*innen ausschließlich durch die Forschenden zu verwerten und somit der Praxis des paternalistischen Protektionismus im Forschungsprozess entgegenwirken (Korntheuer et al., 2021; von Unger, 2018b).

Denn jeder Mensch hat das Recht, Risiko zu erfahren, viel wichtiger ist jedoch, die Bedingungen dafür zu schaffen, dass mögliche Risiken durch die Forschung und während des Forschungsprozesses gemindert werden können: »Everyone experiences risks, everyone has the right to experience them: research participation itself is a matter of equal right« (Santinele Martino & Fudge Schormans, 2018, S. 27). Dies bedeutet wiederum, dass etwaige Forschungsrisiken dadurch gemindert werden können, wenn im gesamten Forschungsprozess ein kritisch-reflexiver und transparenter Umgang mit methodischen und forschungsethischen Fragen angestrebt wird.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass nicht alle der generell für partizipative Auswertungsverfahren gegebenen Empfehlungen sich eins zu eins auf die empirischen Forschungsprojekte mit BIPOC mit Behinderungserfahrungen übertragen lassen. Dies lag vor allem darin begründet, dass die beteiligten Forschungspartner*innen unter-

schiedliche sprachliche Voraussetzungen und Forschungserfahrungen mitbrachten und auch die Grenzen der eigenen Ressourcen der Forschenden erreicht wurden. Eine weitere Herausforderung stellte die fehlende ›gemeinsame Sprache‹ über die unterschiedlichen Erfahrungen mit Diskriminierungen und Barrieren beim Zugang zu Erwerbsarbeit sowie zu den damit einhergehenden Informations- und Beratungsangeboten, genauso wie über die vorhandenen Bewältigungsressourcen und -strategien der Forschungspartner*innen, dar. Für eine aktive Forschungsteilhabe von BIPOC mit Behinderungserfahrungen war es notwendig, hinreichende Strukturen zu schaffen und entsprechende räumliche, zeitliche und finanzielle Ressourcen im gesamten Forschungsprozess bereitzustellen (siehe auch ausführlich dazu: von Unger, 2014a, S. 19ff.).

Vor dem Hintergrund der obenstehenden Ausführungen wird in der vorliegenden Arbeit der Forschungszugang der Grounded Theory Methodology (GTM) angewandt, um nicht die in hegemoniale Machtstrukturen eingebetteten theoretischen Annahmen, sondern vielmehr die subjektiven Deutungsmuster der Forschungspartner*innen in den Vordergrund zu rücken. Dieser Forschungsansatz soll im Folgenden genauer eingeführt und dessen Relevanz für die vorliegende Arbeit beleuchtet werden.

4.4 Grounded Theory Methodology

Die Auswertung des empirischen Datenmaterials der vorliegenden Arbeit erfolgt in Orientierung an der Grounded Theory Methodology (Strauss & Corbin, 1996), um subjektive Deutungsmuster bezüglich der potenziellen Zugangs- und Teilhabebarrieren von BIPOC mit Behinderungserfahrungen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt und die damit einhergehenden, erlebten Diskriminierungserfahrungen aber auch deren Bewältigungsstrategien und -ressourcen im gesamten Forschungsprozess besonders zu berücksichtigen. Dabei geht es darum, eine Verallgemeinerung der Ergebnisse in Bezug auf die intersektionalen Lebensrealitäten der Forschungspartner*innen im Kontext der Erwerbsarbeit herzustellen. Wie bereits im Unterkapitel 4.3.1 ausführlich erläutert, wurden insgesamt 27 Personen im Untersuchungszeitraum von Mai 2020 bis April 2022 durch unterschiedliche Feldzugänge in Berlin erreicht und mittels qualitativ-explorativen Interviews (Honer, 2011) in einem partizipativen Forschungsprozess aktiv einbezogen.

Die beteiligten BIPOC mit Behinderungserfahrungen wurden im Forschungsprojekt von der Datenerhebung bis zur Auswertung der Forschungsergebnisse als aktive Forschungspartner*innen einbezogen, um verallgemeinerbare empirische Erkenntnisse über ihre subjektiven Sichtweisen von Zugangs- und Teilhabebarrieren des allgemeinen Arbeitsmarkts sowie ihrer Bewältigungsressourcen zu erlangen.

In den 1960er Jahren wurde die GTM von den US-amerikanischen Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) im Rahmen ihrer gemeinsamen Studie ›*Interaktion mit Sterbenden*‹ (1965) entwickelt. Die GTM ist dabei nicht als spezifische Methode zu verstehen, sondern als grundlegendes Prinzip der gleichzeitigen Erhebung und Analyse von empirischen Daten, weshalb die GTM im deutschsprachigen Raum auch mit dem ›Prozess der gegenstandsbezogenen Theoriebildung‹ übersetzt wird (u. a.: Breuer et al., 2018; Mey & Mruck, 2011; Strübing, 2018). Die allgemeinen ›Leistungsmerkmale (wie Offen-